

Pardex :

Unsere Kolonien im
Weltkriege. 1937.

S 17

12550

Schriften zu Deutschlands Erneuerung

Les- und Arbeitsbogen für die deutsche Schule

Begründet von der Kreisgruppe Breslau des NSLB.

Nr. 4 b.

Unsere Kolonien im Weltkriege

Aus Erlebnisberichten zusammengestellt
von Walter Pardex, Breslau



Askaris, die treuen schwarzen Soldaten der
deutschen Schutztruppe in Ostafrika

Heinrich Handels Verlag in Breslau

~~Deutsche Kolonialbibliothek~~

Der Kampf um Deutsch-Südwestafrika.

Als im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, stellten sich in fast sämtlichen unserer deutschen Kolonien die Eingeborenen zwanglos unter die Führung der deutschen Schutztruppen, ein Zeichen, wie wert ihnen ihre Heimat war, wie wohl sie sich unter deutscher Verwaltung gefühlt haben. Die Hoffnung der Feindbundstaaten auf innere Auflehnung der Eingeborenen gegen die deutsche Verwaltung in unseren Kolonien schlug also fehl. Man mußte andere Mittel anwenden, um unsere Kolonien und damit die sie verteidigende Schutztruppe zur Unterwerfung und Übergabe zu zwingen.

In der Südafrikanischen Union versuchte der englische General Botha, nachdem er von seiner Regierung den Befehl zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Deutsch-Südwestafrika erhalten hatte, die Buren der Union gegen Deutschland mobil zu machen. Hierbei mußte er erleben, daß der alte Haß gegen die Engländer aus den früheren Burenkriegen nicht erloschen war. Neue innere Feindseligkeiten flammten auf. Ein großer Teil des Burenvolkes stellte sich geschlossen auf Seite Deutschlands und damit der deutschen Verwaltung in Südwestafrika. Es kam zu langwierigen Aufständen, besonders in Transvaal, die von englischer Seite erst im Dezember 1914 durch Ermordung verschiedener Aufständischer und draconische ¹⁾ Maßnahmen gegen die Bevölkerung gebrochen werden konnten. —

Nun endlich konnte General Botha „die gesamten Streitkräfte der Südafrikanischen Union, 67 000 Mann, gegen nur 5000 Deutsche in Südwest führen. Bald war die kleine Schar von den Eisenbahnen abgeschnitten und auf Ochsenwagennachschub angewiesen; die Städte an der Küste waren den Landungen englischer Transporte aus Kapstadt preisgegeben. Trotzdem wehrten sich die Deutschen nach dem tragischen, durch einen Rohrtrepierer verursachten Tod des Kommandierenden, Oberstleutnant von Heydebreck, unter Oberstleutnant Franke auf das Tapferste, so daß Botha erst am 21. Mai 1915 Übergabeunterverhandlungen anknüpfte. Der Gouverneur wies sie zurück, aber es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann die kleine deutsche Schar der erdrückenden Übermacht weichen mußte.“ ²⁾

Walter Suchier berichtet über den ungleichen Kampf (in Deutsch-Südwest im Weltkrieg) etwa folgendermaßen:

„Es war Mitte Juni 1915 geworden. Seit Tagen war es nach übereinstimmenden Patrouillenmeldungen nicht mehr zweifelhaft, daß Botha den Angriff in großem Stil wieder aufzunehmen begann. War er bis dahin seinem Grundsatz im allgemeinen treu geblieben, den Vormarsch soweit wie möglich nur an den Bahnstrecken vorzutragen, so verließ er zu unserer Überraschung dieses Verfahren nunmehr vollständig. Der ganze Nachschub an Lebensmitteln, Wasser, Munition und Kriegsgerät aller Art wurde vollständig den Automobilkolonnen übertragen und der Anmarsch seiner Nordarmee in drei Angriffsgruppen mit einer Geschwindigkeit durchgeführt, die für südwestafrikanische Verhältnisse einfach beispiellos war. In derselben Zeit, die wir brauchten, um auf unseren abgetriebenen Reittieren 20 Kilometer vorwärtszukommen, konnte der Gegner mit

¹⁾ draconisch == nach Dracon, griech. Gesetzgeber, der sehr strenge Gesetze herausbrachte.

²⁾ Aus: „Das Buch der deutschen Kolonien“. Berl. Reimar Hobbing, Berlin.

1937 / 262

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt am Main

seinen Kraftwagen 100 Kilometer zurücklegen. Bei dieser Lage der Dinge waren wir im Bewegungskriege vollkommen wehrlos.

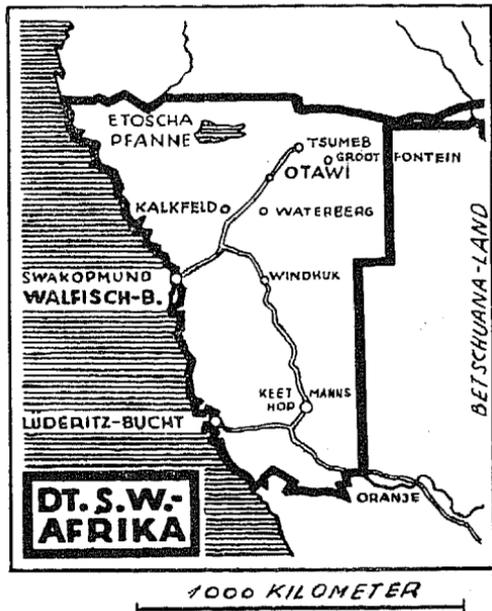
Unsere Freude, endlich wieder einmal zum Schießen zu kommen, war verfrüht. Wir wurden aus unserer Stellung bei Kalkfeld-Otjibae-nemaparero mit derselben Sicherheit herausflankiert, wie es bisher fast stets der Fall gewesen war. Die gesamte Truppe mußte, ohne zu Schuß zu kommen, bis Otavifontein zurückgenommen werden, um ein letztes Mal der Einschließung zu entgehen. — Wieder folgte eine Reihe anstrengender Nachmärsche, die von unseren elenden Gänken das Letzte verlangten, trotzdem fast ausschließlich Schritt geritten wurde. — Und wieder dröhnten nächstelang die schweren Detonationen hinter uns her, und die Sprengkommandos brachen die letzten Brücken ab hinter der langsam nordwärts ziehenden Truppe.

Bei Kilometer 514 der Bahnstrecke Otavi-Tsumeb erhebt sich ein kleiner Gebirgsstock, dessen südlicher Ausläufer als flacher Sattel in die Ebene mündet. Das ist der sogenannte „Sargberg“ — ein vielversprechender Name!

Dieser Sattel war vom Kommandeur seit längerer Zeit als Haupt- und Aufnahmestellung für die zurückgehende Schutztruppe ins Auge gefaßt und durch Hauptmann Rothmaler mit seinem Infanteriebataillon in wochenlangem angestrengter Arbeit zu einer für afrikanische Begriffe ungewöhnlich starken Befestigung ausgebaut worden.

Nur eins fehlte, was in Südwest immer fehlt — das Wasser! Und dieser Mangel mußte den Wert der ganzen Stellung zunichte machen, wenn es den mit Hochdruck arbeitenden Bohrmaschinen nicht noch rechtzeitig gelang, ausreichende Wassermengen in unmittelbarer Nähe des Lagers zu erschließen; denn die nächstliegenden Wasserquellen waren 12 (Otavifontein) und 6 Kilometer (Khorab) entfernt, so daß sie nicht für alle Fälle in Rechnung gestellt werden konnten. — Noch ahnten wir nichts Böses; noch hofften wir, von der Sargbergstellung aus der rund 25 000 Mann starken Bothaschen Nordarmee eine Schlacht liefern zu können, die uns zum ersten, wenn auch voraussichtlich letzten Male den Kampf im großen zeigen und, wenn es nun einmal sein mußte, das bittere Ende bringen sollte; denn noch wußten wir nicht, mit welcher ungewöhnlicher Geschwindigkeit der Gegner seinen Vormarsch diesmal durchzuführen verstand.

Botha setzte seine Streitkräfte in drei Angriffsgruppen an: die mittlere, die er persönlich befehligte, stieß an Hand der Otavibahn nach Norden vor und hielt sich im wesentlichen auf der Spur der Schutztruppe; sie war etwa 15 000 bis 16 000 Mann stark. Die auf dem rechten Flügel



marschierende Kolonne unter Nyburg — etwa 4000—5000 Mann — ging über Waterberg, Esere, Kietfontein auf Tsuneb vor, auf dem linken Flügel Britz in gleicher Stärke, über Ottjo, Okaufwejo auf Namutoni. — Bothas Verfahren war das gleiche wie immer: Flankierung! Nur die Schnelligkeit seines Vormarsches hatte sich vervielfältigt.

Jetzt gings mit Riesenschritten zu Ende. — Es kam der 2. Juli 1915 und damit unser letztes Gefecht. Die noch etwa 2000 Mann starke Schutztruppe lag vor Stavi und Stavifontein in einer weit auseinandergezogenen Vorpostenstellung und wurde nach kurzem Kampf gezwungen, auf die Hauptstellung bei Kilometer 514 zurückzugehen. — Und hier erwartete uns die ausschlaggebende Enttäuschung; die Ereignisse hatten das Tempo unserer Bohrmaschine weit überholt, die Stellung hatte kein Wasser — sie war wertlos! —, abends rückten wir müde und durstig ein, um sie 12 Stunden später noch durstiger wieder zu verlassen. Das „Wohin“ stand nun schon nicht mehr in unserer Wahl; es gab nur eine Möglichkeit: Zur nächsten Wasserstelle — Khorab! Das war, wie sich bald herausstellen sollte, die einzige, die uns noch blieb.

Grootfontein, zu dessen Verteidigung keinerlei Truppen mehr zur Verfügung standen, war aufgegeben worden, und der Gouverneur Dr. Seiz hatte es verlassen, um zur Schutztruppe zu stoßen. — Unsere linke Seitendeckung unter v. Kleist war von der Kolonne Nyburg bei Ghaub angegriffen und gleichfalls auf Khorab zurückgedrängt worden; das unverteidigte Namutoni war den Automobilkolonnen der Buren unter Britz kampfslos in die Hände gefallen. Das war ein harter Schlag, der unser Schicksal endgültig besiegelte. — Es scheint in der Absicht des Kommandos gelegen zu haben, über Tsuneb und Namutoni hinaus noch weiter nach Norden auszuweichen und, wenn es nicht mehr oder anders ging, im Ovamboland den letzten Widerstand zu leisten. Zu diesem Zweck waren am Otiifotosee bei Tsuneb 200 Oxfenwagen bereitgestellt und der letzte verfügbare Proviant des Schutzgebietes in der Feste Namutoni aufgehäuft worden. Nun war auch dieser Plan endgültig gescheitert, der Rückmarsch über Tsuneb war von der Kolonne Nyburg flankiert und bedroht, Namutoni und damit unsere letzten Lebensmittelreserven in Feindeshand. — Wir saßen fest.

Die Station Khorab mit ihrer Wasserstelle und einigen Quadratkilometern Land war der letzte Rest des deutschen Schutzgebietes, den wir in den ersten Tagen des Juli noch in unserer Hand hatten: In der Mitte einige Zelte für den Gouverneur und sein kleines Gefolge, den Kommandostab, ein Feldlazarett, außen herum kreisförmig zusammengeschlossen die Reste der Schutztruppe, die sich bereit machte, dem letzten Ansturm einen gebührenden Empfang zu bereiten; für 10—12 Tage Lebensmittel und nirgends ein Ausweg. — Das war das Schlußbild! — Im weiten Umkreis hatte Botha mit seinen 25 000 Mann den Ring um unser kleines Häufchen geschlossen und begann ihn allmählich zusammenzuschrauben. — Er griff nicht an! Wozu sollte er auch! Wir saßen so rettungslos eingekesselt, daß an ein Durchkommen nirgends mehr zu denken war, und er sich ruhig gedulden konnte, bis uns der Proviant ausging, ohne einen Tropfen kostbaren Burenblutes zu opfern. Er hatte ja Zeit! Einmal würden wir schon müde werden!

Ich habe später mit einem englischen Offizier viel über diese letzten Tage von Khorab gesprochen und ihn gefragt, ob sie uns angegriffen hätten, wenn unser Vorrat an Lebensmitteln reicher gewesen und damit eine längere Belagerung nötig geworden wäre. Aber er meinte: „Warum sollten wir? Wir hatten ja unsere weittragenden Geschütze! Wir hätten

sie auf 8000 oder 10 000 Meter aufgestellt und 48 Stunden lang ihre einzige Wasserstelle unter Feuer gehalten; das hätte in jedem Falle genügt!“ — Allerdings!

Am 9. Juli kam auf Grund mündlicher Verhandlungen der Übergabevertrag zustande.“

Nach diesem Vertrage durften alle gefangenen Zivilpersonen zurückkehren und ihren Beruf weiter betreiben. Verschleppte Deutsche wurden zurückgebracht, Schulen unter deutscher Aufsicht wieder wachgerufen, auch „die deutschen Krankenhäuser und das Erholungsheim des Roten Kreuzes in Swakopmund konnten ihren Betrieb weiterführen. Aber als der Waffenstillstand vom November 1918 kam, änderte sich das Bild. — Man muß es den Engländern lassen, sie haben die Aufhebung des Vertrages von Rhorab gründlich ausgenutzt. Über 6000 Deutsche, Beamte, Schutztruppe, Farmer und fast sämtliche deutschen Arbeiter wurden gewaltsam aus dem Lande weggeführt.“ —

Hierüber berichtet Hans Grimm in seinem Roman „Volk ohne Raum“ wie folgt:

Kriegsende in Deutsch-Südwestafrika.

In Deutsch-Südwestafrika, wie die englischen Zeitungen noch sagten, in Südwestafrika, wie die deutschen Zeitungsschreiber gleich schrieben, hing an den alten deutschen Bezirksämtern, darinnen jetzt die englischen und burischen Drost¹⁾ zu Recht saßen, eine Proklamation aus. In der Proklamation stand zu lesen, es solle, wer Verbrecher sei und gegen wen etwas vorliege und bei wem Gefahr bestehe, daß er der Armenpflege zur Last falle, außer Landes geschafft werden, wie die deutschen Beamten und die deutsche Schutztruppe; die Namenlisten könnten eingesehen werden . . .

Auf die Farm Lurup kam ein Polizeileutnant geritten . . . Er sagte: „Ja, Herr Kosch, es tut mir aufrichtig leid, daß ich Ihnen den Ausweisungsbefehl bringen muß. Ich weiß, daß Sie sehr lange im Lande sind. Ich kann nichts daran ändern. Sie müssen in acht Tagen“, — er nannte das Datum —, „das soll ich Ihnen mündlich mitteilen, zur Abreise nach Deutschland bereit, sich auf dem Amte in Grootfontein vorstellen; wenn Sie es unterlassen, muß die Festnahme erfolgen.“

Kosch sagte wie viele andere: „Was? Was? Mein lieber Herr, ein Irrtum muß vorwalten.“ Er lachte auch gleich, bat in die Wohnstube und bot Getränke an und redete drin lachend weiter, unbedingt sei es ein Irrtum, und es gehe nicht, weil doch, sobald Deutsche herein dürften, sein Neffe, seiner Schwester Sohn, der wirklich noch lebe, und der schon vor dem Kriege habe eintreffen sollen, herauskomme, um zu helfen auf der Farm und um ihn schließlich zu beerben. Es war ein hastiges Durcheinanderschwagen und sich Verhaspeln und ein Vermischen von Lachen und Weinen, daß jedem Hörer bange werden konnte. Der Leutnant sagte: „Es ist sicherlich kein Irrtum. Aber wenn sie aus einem besonderen Grunde Aufschub haben möchten, kann Ihnen vielleicht der Magistrat in Grootfontein helfen. Indessen muß ich Sie vor jeder Hoffnung warnen. Sie können es sich wohl denken, daß alle wenigstens Aufschub haben möchten, jedem. Es ist auch sehr traurig.“ Er und der Gemeine verabschiedeten sich rasch, denn Kosch wurde jetzt schweigsam und blickte sie wie wirr an, und da wurde ihnen selbst die Dual zu arg . . .

1) Drost = Amtshauptmann.

Am folgenden Tage kam ein anderer Fremder herausgefahren von Grootfontein. Er konnte nur Englisch. Er sagte: „Sie sind Mr. Rosch? Das sind Sie doch? Sie stehen auf der Liste. Sie müssen in acht Tagen fort. Sie verkaufen Ihr Zeug. Ich will mir die Farm ansehen. Die Farm ist nicht viel wert.“ Rosch antwortete: „Ich bin Rosch, ich muß in acht Tagen nicht fort, ich verkaufe die Farm nicht, ich verkaufe vielleicht von meinem Viehe und etwas vom Hausrate.“ Der Fremde sagte: „Vieh? Vieh? Das ist hier oben nichts wert. Ich will fünfzehn Schilling¹⁾ bieten für das Stück Großvieh.“ Rosch antwortete: „Dann verkaufe ich nichts.“ Er wurde empfindlich störrisch, und es kam fast zu Schlägen zwischen ihm und dem Fremden. Der Fremde schien zu meinen, er habe ein gutes Recht, alles auf Lurup zu besichtigen und irgendein fettes Geschäft jedenfalls zu machen. Er fuhr schimpfend vom Hause. Er war der erste Mann, dem Rosch keine Gastfreundschaft angeboten hatte . . .

Dann waren ein paar Tage keine Menschen da, und Rosch tat gar nichts; er wies keine Arbeit an wie früher, er griff nicht plötzlich mit zu, daß ein Wettjassen begann . . . Sondern er wanderte auf und ab und murmelte, er stand im Garten und kühlte Stamm nach Stamm, er starzte den Windmotor an und die Brunnen und die Tränken und den Damm und alle Einrichtungen des Stolzes und der Sorgfalt. Er stand immerfort an derselben Stelle seines Rundganges prüfend und überlegend still. Die Farbigen begannen zu erschrecken, wenn sie ihn sahen, die Farbigen hörten nicht auf zu arbeiten und das Richtige zu tun, sie arbeiteten vielleicht sogar etwas fleißiger . . .

Rosch saß einen halben Tag beim Rechtsanwalte in Windhuk. Da war die Farm Lurup zum Scheine verkauft an George Frieboff.

Am Abend vor dem Meldetage sagte er zum Vormanne: „Ich muß mich auf dich verlassen. Du bist hier Meister, bis Herr George Frieboff kommt und dich anweist.“ Er ritt dennoch nicht weg und ging auch am Meldetage selber herum und scherzte mit dem arbeitenden Volke in kap-hölländischer Sprache, in Hererosprache, in den Namaschnalzlauten und im Zirpen und Singen der Buschleute, wo er die Bambusen und Frauen antraf. Er schien wie ein vertrauter Gast, und alle lachten ihm zu.

Die Polizei kam schon am nächsten Nachmittage. Der englische Sergeant fragte: „Where is the German? — Wo ist der Deutsche?“ Der Vormann suchte mit den Achseln. Er sagte: „Der Herr ist noch nicht aus seinem Zimmer gekommen. Aber in der Nacht hat er viel Licht verbrannt und heute schläft er am Tage.“ Der Sergeant sagte: „Unsinn. — Wo ist sein Zimmer?“ — Er ging hin. Die Bambusen sahen von ferne zu. Der Sergeant zog die Pistole heraus. Er klopfte, er sagte: „Rosch, I have got warrant to arrest you.“ Das heißt: „Ich habe einen Haftbefehl.“ Als keine Antwort erfolgte, hob er die Pistole und hieß seinen Bambusen das Schloß aufstoßen. Der Riegel gab schnell genug nach. Der Sergeant hielt die Pistole in das Zimmer und sagte wiederum sehr laut: „I have got warrant to arrest you.“ Aber er bekam keine Antwort, es gab auch kein Geräusch oder Zeichen, daß sich einer zur Gegenwehr aufrichtete. Sondern in der kurzen, tiefen Stille war nur zu hören, daß im Zimmer die Fliegen um den Mückenvorhang sehr aufgeregt schwärmten. Da tat der Sergeant ein paar rasche Schritte auf die Lagerstätte hin und packte durch den Mückenvorhang und packte einen toten Mann. Er fragte danach eine Stunde erfolglos herum unter den Bambusen. Das war Roschens Ende, und sein Körper blieb auf Lurup. (Hans Grimm: Volk ohne Raum.)

1) Damals: 1 Schilling = 1,02 Mark.

Der Kampf um Ostafrika¹⁾.

Wie in Deutsch-Südwestafrika schien es auch hier, daß die kleine deutsche Schutztruppe im Gegensatz zur Übermacht der Alliierten einer längeren Verteidigung Deutsch-Ostafrikas nicht gewachsen war. „Aber General v. Lettow-Vorbeck, unterstützt vom Gouverneur Dr. Heinrich Schnee, der den ganzen Feldzug bei der Truppe mitgemacht hat, gelang es, sich den ganzen Krieg hindurch nicht nur gegen die Verbündeten erfolgreich zu verteidigen, sondern sogar zur Offensive überzugehen und bei Abschluß des Waffenstillstandes unbesiegt den Feinden gegenüberzutreten.“ Man muß sich darüber klar sein, „daß die Verteidigung Ostafrikas durch die Schutztruppe unter Führung Lettow-Vorbecks zu den erstauulichsten, zu den ganz heroischen, ganz unerwartet großartigen Leistungen gehört.“

Es ist das für uns als Deutsche besonders schön; denn die Askaris der Schutztruppe, die farbigen Soldaten, haben sich mit nicht geringerer Tapferkeit und vor allem mit nicht geringerer Liebe zu Deutschland geschlagen — trotz den verlockendsten Angeboten der Engländer stand „die gesamte Eingeborenen-Bevölkerung wie ein Mann zu den Deutschen, selbst unter schwersten Opfern an Gut und Blut, die sie freiwillig, nicht notgedrungen oder gezwungen, brachte.“

Die Engländer beziffern ihre Truppenstärke wie folgt: 52 000 Indier, 43 000 Südafrikaner, 3000 Koloniefreiwillige, 15 000 aus verschiedenen afrikanischen Regimentern, 15 000 Belgier und 20 000 Portugiesen — alles gegen ein paar tausend Mann Askaris und ein paar hundert Weiße! Schließlich können wir ja nur geschmeichelt sein!

Natürlich bot das Land einer so vorzüglich geschulten Truppe wie der deutschen und so erfahrenen Offizieren außerordentliche Vorteile. Ein englischer Bericht urteilt so:

„Das Land war für eine längere Verteidigung vorzüglich geeignet, wenn es einen entschlossenen und harten Kommandeur hatte, als der Lettow-Vorbeck sich bewies. Ein großer Teil des Landes ist mit Busch besetzt, das heißt mit Unterholz, mehr oder weniger offen, aber durchweg dicht, aus dem Bäume bis zu 30 Fuß Höhe hervorragen. Dieser Busch bedeckt Berge und Täler, selbst dürre Steppen und schießt an der Küste in üppige Dschungel auf. Einige Gebiete sind mit dichten Wäldern bedeckt, andere mit Elefantengras von 6—10 Fuß Höhe und darüber. Fast alle Flußtäler sind sumpfig und fieberverseucht. Während der Regenzeit sind weite Gebiete überschwemmt. In der Trockenzeit herrscht oft Wassermangel. Wilde Tiere bilden eine schwere Gefahr, besonders für die Verwundeten. Das Klima ist tropisch und sehr ungesund, ausgenommen einige wenige Hochebenen; in einigen Berggebieten ist sogar Malaria heimisch. Solcher Art war die Lage in Ostafrika, einem Lande von doppelter Größe wie Deutschland selbst. Der „Busch“ war der größte Aktivposten für die Verteidigung.“

Der Burengeneral Smuts, der Lettow-Vorbeck gegenüberstand, meinte: „Im afrikanischen Busch mit seiner beschränkten Übersichtlichkeit ist es praktisch unmöglich, einen Feind einzuschließen, der entschlossen ist zu entkommen. Die Methode ist einfach. Wenn einer Truppenmacht so hart beigelegt wird, daß die Vernichtung unvermeidlich scheint, der Widerstand aber fortgesetzt werden soll, so wird der Befehl gegeben, schlägt euch in den Busch, worauf die Truppe sich in Partien zu dreien und viereen auflöst und im Busch verschwindet. Verfolgung ist hoffnungslos,

1) Vergl. auch „Schriften zu Deutschlands Erneuerung“, Heft 21a.

und der versprengte Feind, wenn er gut geschult ist, sammelt sich wieder an einem verabredeten Punkte. Noch mehr, so dicht ist der Busch auf vielen Tausenden von Quadratmeilen, daß beträchtliche Streitkräfte bei einer Meile Entfernung aneinander vorbeimarschieren können, ohne einander gewahr zu werden. Diese Faktoren erklären es, warum bei genügender Bewaffnung und Nahrungsversorgung" — hier färbt Smuts die Lage der Deutschen rosiger, als sie war, um sich selbst zu entschuldigen — „Lettow-Vorbeck noch im Felde stand, als der Waffenstillstand in Europa unterzeichnet wurde, trotz der Isolation und der weit überlegenen Kräfte, die seit dem Jahre 1916 ins Feld geschickt wurden.“

Gouverneur Dr. Heinrich Schnee gibt folgende Übersicht über den Verlauf des Feldzuges:

„Der Krieg in Deutsch-Ostafrika läßt sich in vier Zeitabschnitte einteilen.

Der 1. Abschnitt umfaßt die Zeit vom Kriegsausbruch bis zum Beginn der großen englischen Offensive, d. i. vom August 1914—März 1916. Innerhalb dieses Zeitraumes verblieb das Schutzgebiet in deutschem Besitz.

Der 2. Abschnitt umfaßt die Zeit vom Beginn des feindlichen Vordringens in den nördlichen Teil des Schutzgebietes bis zum Verlust der Zentralbahn und damit des größten Teils der Kolonie, d. i. vom März 1916 bis September 1916.

Der 3. Abschnitt reicht bis zur Räumung des Schutzgebietes durch die Reste der Schutztruppe und Übergang dieser über den Kolwuma in portugiesisches Gebiet, vom September 1916 bis Ende November 1917.

Der 4. Abschnitt umfaßt die Zeit vom Übergang über den Kolwuma bis zum Waffenstillstand, d. i. vom November 1917 bis November 1918.

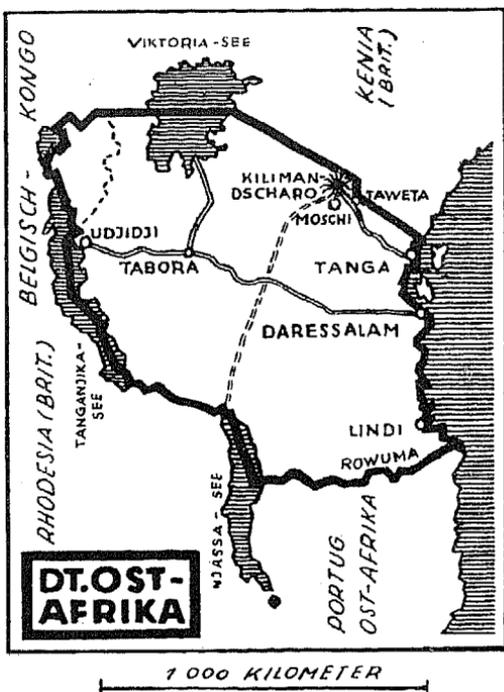
Einige Kämpfe waren besonders bestimmend für den Verlauf des Feldzuges und bezeichnend für den Geist der Truppe, so gleich die 1. Schlacht, die vom 3.—5. November 1914 bei Tanga geschlagen wurde.“

General v. Lettow-Vorbeck berichtet in seinem Buche „Seia—Safari!“ wie folgt:

Die Schlacht bei Tanga, 3.—5. November 1914.

Am 2. November 1914 erhielt ich die Meldung, daß vierzehn feindliche Transportschiffe und zwei Kreuzer vor Tanga erschienen seien. Diese verlangten die bedingungslose Übergabe der Stadt. Dr. Kuracher, der Bezirksamtman von Tanga, ging als Parlamentär an Bord eines Kreuzers und verhinderte das angedrohte Bombardement durch die Bemerkung, daß Tanga ein offener und unverteidigter Ort sei. Während die Verhandlungen sich in die Länge zogen, wurde Hauptmann Baumstark mit zwei Kompanien aus der Nähe sofort auf Tanga in Marsch gesetzt. Ebenso wurden aus der Gegend von Laweta einige Kompanien auch vom Kilimandscharo im Eilmarsch nach Neu-Moschi entsandt. Zwei Lastautos taten bei dieser Truppenverschiebung wertvolle Dienste. Zwei in Moschi befindliche Kompanien, die 1. und 6. Ffb., ließ ich sofort auf der Nordbahn, einer 350 Kilometer langen Schmalspurbahn, die Reise nach Tanga antreten. Diese Kompanien erhielten folgenden kurzen Befehl: „Vor Tanga liegen vierzehn Transporter und zwei Kriegsschiffe. Wenn der Feind zu landen versucht, verhindert die Landung, wenn er gelandet ist, werft ihn hinaus! Auf Wiedersehen!“ Die beiden Kompanien fuhren ab und trafen nach zweistündiger Fahrt am Morgen des 3. November in Tanga ein. Dort war der Feind gelandet, und zwar mit 2000 Mann. Die inzwischen eingetroffene Kompanie Adler hielt mit Mühe dem eindringenden Feinde stand. Die beiden aus Moschi eintreffenden Kompanien v. Ruckteschell und Poppe griffen sofort im Sturm an.

Das Gelände bei Tanga sind dichte Mohogofelder¹⁾ in hohem Palmenwald, so unübersichtlich, daß man keine 50 Meter weit zu sehen vermag. Das war gut: für beide Teile. Der Feind sah nicht, wie schwach wir waren, die Unseren sahen nicht, wie stark der Feind war. Der Feind glaubte Tanga unbefestigt und ging unbesorgt von einer Landungsstelle aus in dichten Massen vor: Die Unseren hatten den Befehl: „Wenn der Feind gelandet ist, werft ihn hinaus!“ Diesen Befehl führten sie aus. Ohne zu zweifeln, ob er gelingen würde, hatten sie nur den einen Gedanken im Kopf und Herz: Dran und drauf! 5 Uhr früh traf der Zug aus Moschi 3 Kilometer vor Tanga ein. In der Morgendämmerung fiel in Tanga Schuß um Schuß, immer anwachsend. Keine Zeit war zu verlieren. Aussteigen! Marsch! Marsch! Im Laufschrift am Bahnkörper erreichten die Kompanien Tanga-Bahnhof, Tanga-Stadt. Flüchtlinge, Frauen mit Kindern kamen den Unseren entgegen und sperrten fast den Weg. Den vorlaufenden Kompanien pfiß es schon recht hörbar entgegen. Als sie aus den Straßen der Stadt ins Freie kamen, nuckten sie sich schnellstens entwickeln. In die Palmen schlugen klatschend die Geschosse; die englischen Schiffsgeschütze dröhnten über die weite Bucht und schossen ziellos ins Blaue. Nur die schönen Palmen hatten schwer zu leiden. Dann auch trafen sie gehörig in die eigenen Truppen. Kompanie Adler lag am Eisenbahndamm und hatte mit ihren rauchstarken Gewehren den vordringenden Massen standgehalten. Genau zur rechten Zeit trafen die Unseren ein, um die Überflügelung unseres schwachen Häufleins zu wehren. Ruckteschell ging sofort frontal zum Angriff vor, Poppe zur Umfassung rechts. Durch das Mohogogestrüpp über die tiefen Furchen drangen sie Mann an Mann unaufhaltfam vor, bis aus dem Busch ihnen die ersten Feinde gegenüberstanden. Gerade noch überlegten sie sich, wie sieht dieser Feind wohl aus? Was sind das für Leute? Sind es Schwarze, sind es Weiße? Sind es Gelbe? Wie ist er gekleidet? Wie erkennen wir ihn? Da sahen sie die großen gelben Gestalten in Nkaki mit dem Turban drei Schritt vor sich aus dem Busch auftauchen. Oberleutnant von Ruckteschell, der erste, der in den Feind drang, gab seinem Trompeter, einem schwarzen, schneidigen Unteroffizier, den Befehl: „Blas', Jofundu blas', Seitengewehr pflanzt auf!“ Dieser



den Unseren entgegen und sperrten fast den Weg. Den vorlaufenden Kompanien pfiß es schon recht hörbar entgegen. Als sie aus den Straßen der Stadt ins Freie kamen, nuckten sie sich schnellstens entwickeln. In die Palmen schlugen klatschend die Geschosse; die englischen Schiffsgeschütze dröhnten über die weite Bucht und schossen ziellos ins Blaue. Nur die schönen Palmen hatten schwer zu leiden. Dann auch trafen sie gehörig in die eigenen Truppen. Kompanie Adler lag am Eisenbahndamm und hatte mit ihren rauchstarken Gewehren den vordringenden Massen standgehalten. Genau zur rechten Zeit trafen die Unseren ein, um die Überflügelung unseres schwachen Häufleins zu wehren. Ruckteschell ging sofort frontal zum Angriff vor, Poppe zur Umfassung rechts. Durch das Mohogogestrüpp über die tiefen Furchen drangen sie Mann an Mann unaufhaltfam vor, bis aus dem Busch ihnen die ersten Feinde gegenüberstanden. Gerade noch überlegten sie sich, wie sieht dieser Feind wohl aus? Was sind das für Leute? Sind es Schwarze, sind es Weiße? Sind es Gelbe? Wie ist er gekleidet? Wie erkennen wir ihn? Da sahen sie die großen gelben Gestalten in Nkaki mit dem Turban drei Schritt vor sich aus dem Busch auftauchen. Oberleutnant von Ruckteschell, der erste, der in den Feind drang, gab seinem Trompeter, einem schwarzen, schneidigen Unteroffizier, den Befehl: „Blas', Jofundu blas', Seitengewehr pflanzt auf!“ Dieser

¹⁾ Mohogo ist eine der Kartoffel ähnliche Frucht, die die Eingeborenen anbauen.

setzte sein Horn an den Mund und bläst dem Feinde ins Gesicht, das deutsche Signal, daß es schmetternd dröhnt nach allen Seiten, daß keiner im Zweifel ist, was er zu tun hat. Heraus, das blanke Seitengewehr! „Blas', Jofundu, blas': „Zum Sturm', „Vorwärts marsch!', „Zum Sturm', „Seitengewehr rechts, marsch, marsch, Hurra!“ Und mit lautem Siegesgeheul rasten unsere guten Schwarzen in die erschreckten Fuder, und ihre deutschen blanken Seitengewehre verrichteten furchtbare Arbeit. So ging es voran, in die dichten Massen des Feindes, daß dieser, von Schrecken erfaßt, an eine große Übermacht glaubte. Als die deutschen Maschinengewehre von zwei Seiten in sie einhämmerten, da fielen sie zahlreich zu dichten Haufen, und der Weg wurde frei zum Weiterstürmen. Ruckteschell war, zweimal verwundet, zusammengebrochen, er sah sich um nach einem Kameraden, daß er weiterführe und der Angriff nicht stocke. Da sah er Oberleutnant Auracher, den 2 Meter langen Bezirksamtmann, der mit einigen Männern Tangas mitkämpfte, wie einen großen Klumpen im Graße liegen, auch verwundet. Oberleutnant Merensky hatte gleichfalls einen Schuß, aber brave Unteroffiziere sprangen vor und trugen den Sieg des 3. November davon, so daß der Feind wohl merkte, daß deutsche Männer dort ihre Heimat verteidigten. Über 200 Tote ließ der Gegner am Vormittag des 3. November liegen und zahllose Verwundete. Nach fünfständigem Gefecht waren von unseren kaum 200 Mann 2000 des Feindes zurückgeworfen und zur Küste getrieben, wo sie in heller Flucht ihre Schiffe erreichten. Das war der erste Tag. Der endete gut. Aber es stand uns noch Schwereres bevor. Mit den acht Lokomotiven der Nordbahn schaffte ich alle zur Verfügung stehenden Kompanien in der Nacht nach Tanga, fuhr selbst mit und erkundete in der Nacht vom 3. zum 4. in hellem Mondschein die Aufstellung für den 4. Tanga war frei vom Feinde. Ich fuhr per Rad mit zwei Begleitern bis an den Hafen vor und sah 400 Meter vor uns die hell erleuchteten Transportschiffe, in denen großer Lärm herrschte. Es war also kein Zweifel, daß eine Landung unmittelbar bevorstand . . .

Schon fing ich an zu zweifeln, daß der Feind am 4. November überhaupt noch angreifen würde, als um 3 Uhr nachmittags ein Askari mir in seiner einfachen und strammen Art die unbergeßliche Meldung machte: „Adui tajari“ (der Feind ist da). Im nächsten Moment ging das Gewehrfeuer gleichzeitig auf der ganzen Front los, und man konnte auf den raschen Verlauf des Gefechtes mit seinem Hin- und Herwogen nur aus der Richtung des Knallens der Schüsse Schlüsse ziehen. Man hörte, daß das Feuer sich vom Ostrande Tangas her in die Stadt hineinzog. Hier war also die 6. Kompanie zurückgeworfen. Bis dicht an den Bahnhof und in die Stadt hinein war der Feind vorgeedrungen, der an dieser Stelle mit zwanzigfacher Übermacht vorging. Hauptmann von Prince war mit seinen beiden Europäerkompanien sofort vorgestürzt und hatte die zurückgehenden, braven Askaris sogleich zum Stehen und Wiedervorgehen gebracht. Das britische, nur aus Europäern, langgedienten Mannschaften, bestehende Lancashireregiment, 800 Mann stark, wurde mit schweren Verlusten zurückgeworfen. Von unseren Maschinengewehren sind ganze Kompanien reihenweise niedergemäht worden. Der stramm vorgehenden indischen Brigade, Kaschmirschützen, wurden die von ihr genommenen Häuser in hartnäckigem Straßenkampf entrissen. Aber auch südlich von Tanga hatte Hauptmann Baumstark seine Kompanien an der Front eingesetzt. Nach etwa einständigem Gefecht beobachtete ich, wie hier die Askaris durch die Palmen bis an die Straße Tanga-Bangani zurückgingen. Die Europäer des Kommandos in meiner Begleitung liefen

sofort hin und brachten die Leute zum Stehen. Der Druck, der gegen unsere Front ausgeübt wurde, war so stark, daß ich glaubte, mit der Herbeiführung der Entscheidung nicht mehr länger warten zu können und den Gegenstoß herbeiführen zu müssen. Hierzu stand allerdings nur eine einzige Kompanie zur Verfügung, aber es war die gute 13. Feldkompanie. Die 4. Kompanie, deren Ankunft ich von Minute zu Minute sehnsüchtig erwartete, war noch nicht eingetroffen, so mußte es mit der 13. allein geschehen. Diese bekam den Befehl, sofort den Feind an seiner Flanke zu packen! An seiner ungesicherten Flanke mußte ihn der Gegenstoß vernichtend treffen. Jedem Teilnehmer wird der Moment unvergeßlich sein, als die 13. Kompanie mit ihrem Dauerfeuer einsetzte und den sofortigen Umschwung des Gefechtes herbeiführte. Die ganze Front löste sich auf und stürzte mit jubelndem Hurra vorwärts. Da kam auch die 4. herbei und half der 13. bei ihrem vernichtenden Verfolgungsfeuer. In wilder Flucht floh der Feind in diesen Klumpen davon, und unsere Maschinengewehre, aus Front und Flanke konzentrisch auf ihn wirkend, mähten ganze Kompanien Mann für Mann nieder. „Wana kimbia, wana kimbia!“ (Sie laufen, sie laufen!), schrien die Askaris und tobten mit wildem Geschrei hinter den Feinden her . . .

Der Feind fühlte sich vollständig geschlagen und war es auch. In wilder Aufregung waren seine Truppen geflohen, Hals über Kopf in die Leichter¹⁾ gestürzt. Die Möglichkeit eines erneuten Kampfes wurde überhaupt nicht erwogen. Aus Gefangenenausagen und offiziellen englischen Schriftstücken ging hervor, daß das gesamte englisch-indische Expeditionskorps, 8000 Mann stark, von unseren wenig über 1000 Mann starken Truppen vernichtend geschlagen war. Ein englischer Parlamentär, der abends erschien, um über die Verwundeten zu verhandeln, gratulierte uns zu diesem Siege mit den Worten: „Das war made in Germany“.

Die Beute an Waffen gestattete mir, drei Kompanien modern zu bewaffnen. Die 16 erbeuteten Maschinengewehre waren uns hierbei besonders willkommen. Der Geist der Truppen und das Vertrauen in die Führer hatte sich mächtig gehoben. Auch das dauernde Feuer der Schiffsgeschütze, das in dem ganz unübersichtlichen Gelände wirkungslos gewesen war, hatte in den Augen unserer Schwarzen seine Furchtbarkeit durchaus verloren. Die Materialbeute war erheblich. Außer den 600 000 Patronen hatte der Feind sein gesamtes Telephongerät sowie Bekleidung und Ausrüstung liegen lassen, so daß wir auf mindestens ein Jahr unseren eigenen technischen Anforderungen und denen von Bekleidung von Europäern und Askaris sowie deren Ausrüstung mit warmen Mänteln und wollenen Decken genügen konnten. (Lettow-Vorbeck, Heia Safari!)

„Man kann es nicht oft, nicht laut genug in alle Welt schreien, daß die ostafrikanischen Neger, vielleicht in noch höherem Maße als ihre Stammesgenossen in Westafrika, deutsch sein wollen, daß sie Leben und Eigentum genau so für Deutschland gegeben haben wie die Deutschen selbst — damit endlich, endlich wieder Gerechtigkeit in die Welt komme und die böartigen Lügen der Konkurrenzneider übertönen. Deutschland muß schon aus dem Grunde allein seine Kolonien wieder haben, weil die Neger mit ihrem Blut erklärt haben, welchem Land sie die Treue halten wollen.“ Ein erschütterndes Beispiel für diese Treue zeigt die Haltung des Negerkönigs Kahigi von Nianja.

1) Boote, die den Verkehr zwischen großen Schiffen und dem Lande vermitteln.

Rahigi von Nianja.

Witchighblau wölbt sich der Himmel wie eine unsagbar hohe Glocke über bleigrauer endloser Wasserfläche. Ein silbern zitterndes Band ist der schmale Strand. Dahinter liegen Hügel. Einige Felsen schimmern durch tropisch wuchsendes Grün. Rote Kinder mit riesigen Hörnern schreiten aus Wasser, löschen mit großen, gierigen Schlücken ihren Durst. Weiße Kuhreißer stehen wie schlanke Kerzen zwischen den Tieren im saftigen Grün des Grases, lassen auf Schrittweite Eingeborene vorübergehen, ohne sich zu rühren.

Am Strande des Viktoria-Sees ruhen lange, schlanke Kanus, künstlerisch geformte Boote. Ohne Bewegung liegt die Wasserfläche im blendenden Sonnenlicht. Flimmernde Hitze über allem; schwüle afrikanische Glut!

Auf den Höhen stehen einzelne Häuser, ähnlich Europäerbauten, und im weiten Umkreis um die Gebäude Rundhütten der Eingeborenen. Die wenigen Häuser zeigen lange Dachform.

In einem Stuhl ruht auf schattiger Veranda eine riesige schwarze Gestalt, die Glieder umhüllt vom weißen Kanfu, dem arabischen langen Hemd. Ernst blickt das kluge Auge des Mannes in die Weite — sinnend schwer. —

Groß-Sultan Rahigi von Nianja, Sultan aus dem Stamme der Wahimba! Man nennt die Wahimba die nordafrikanischen Normannen. Dieser Name paßt gut zu der kräftigen, muskulösen, stolzen Gestalt des Fürsten.

In die weiß glühende Kruppel des Himmels stößt scharf wie ein Speer ein hoher Flaggenmast. Der schlanke Mast steht auf dem freien Platze der Residenz. Das Flaggentuch hängt bewegungslos am Pfahl. Die Augen des Fürsten ruhen in tiefem Sinnen auf dieser Flagge. Sie ist das Symbol seiner deutschen Freunde, der Wadatschi. Sie hat den Freundschaftsbund besiegelt, sie ist ihm anvertraut. Dieses Zeichen ist dem Fürsten heilig wie sein Wort!

Fern sind die Freunde! Kämpfend und siegend — und doch zurückgehend, ziehen sie weit im Süden durch Berg und Steppe, gedrängt von hundertfacher Übermacht!

Die anderen Weißen, die Inglesi¹⁾, rücken vor. Eine ihrer Patrouillen auf dem Durchmarsch hat dem Sultan sagen lassen, er müsse die deutsche Flagge einholen. Die Wadatschi seien nicht mehr die Herren!

Rahigi hat sich geweigert. Rahigi hat seinen Freunden Treue geschworen. Rahigi hat gesagt, solange er lebe, würde diese Flagge über der Residenz wehen!

Neben dem Groß-Sultan steht der Kanzler, ebenfalls in weißem Kanfu, riesenhaft von Wuchs wie der Fürst, nur schlanker. Ernstes Gespräch geht hin und her, in langen Pausen. Die Worte gehen um die Flagge.

Plötzlich eilen nackte Füße über den glühenden Sand. Ein Hofmann verbeugt sich vor dem Herrscher in tiefer Ehrfurcht. Hinter ihm verharret ein junger Krieger. Der Bote verkündet das Nahen von Europäern.

Inglesi!

Rahigi weiß, daß sie kommen. Seine Wachen haben den Anmarsch beobachtet.

Der Weiße, der Bwana mkubua, steht an den Stufen des Hauses. Grüngrau leuchtet das Khasi. Eng schließt sich das Wehrgehänge über

1) Engländer.

Schulter und Hüfte. Tiefbraun ist das Gesicht. Der Offizier legt die Hand salutierend an den Tropenhelm.

Kahigi erwidert den Gruß. Der einzelne Wahimba-Krieger hinter dem Hofmann folgt mit wachen, stolzen Augen der Hin- und Widerrede.

Der Engländer faltet ein Papier auseinander. Grell steht das Weiß des Blattes in der Sonne, wie ein Stück Eisen in Weißglut. Der Offizier tritt einen Schritt vor in den Schatten des Palastes.

„In the name of His Majesty!“¹⁾ In Kiswaheli²⁾, jedem Farbigen verständlich, wird dem Fürsten das Ultimatum gestellt: „Morgen früh um 10 Uhr ist die deutsche Flagge eingeholt, andernfalls wird die Ortsschaft dem Erdboden gleichgemacht!“

Schwer, durchdringend ruht das Auge des Fürsten auf dem Boden. Es ist, als ob der Weiße Meilen von ihm entfernt stünde. Schweigend bernimmt er die Botschaft. Dann ein kurzes Gespräch zwischen Fürst und Boten. Der Offizier hat Anweisung, sich auf nichts einzulassen. Er stellt dem Sultan die Lage der Deutschen als vollkommen hoffnungslos dar. Es wäre keine Schande für Kahigi, das Feldzeichen einzuholen und den Inglesi, die seine Freunde seien, die Hand zu reichen.

Kahigi wirft einen Blick auf die Flagge. Stolz richtet er sich auf. Wort bleibt Wort! So lange Kahigi lebt, bleibt die Flagge am Mast!

Lässig hebt sich die Hand des Weißen an den Helm, kaum merklich verneigt sich die Gestalt vor dem schwarzen Herrscher.

Um die Residenz lagern Truppen. Die Geschütze sind in Stellung gebracht.

Als die Sonne ihre letzten Strahlen über das wildschöne Land wirft, steht Kahigi in Gedanken verloren vor dem Palast, schaut dem sinkenden Gestirn nach. Kahigi kämpft den schwersten Kampf seines Lebens. Die Lider der Augen sind fast geschlossen, als ob die scheidende Sonne sie blende. Nichts verrät äußerlich die Seelennot des Herrschers. — Dann hat Kahigi sich durchgerungen. Der Entschluß ist gefaßt. Unbeugsam! Unabänderlich! —

Keine Erfrischung bringt die Nacht. Bleiern liegt die feuchtschwere Luft über Land und See. Kein Blatt rührt sich an den schattenhaften Bäumen.

Kahigi ruft zur Beratung und erklärt seinen Willen. Dieser ist stolz und hart wie spröder Stahl. Kampf wäre sein Wunsch. Doch er muß entsagen, denn dieser ist aussichtslos. Speere gegen Maschinengewehre und Geschütze! Und doch! Die Flagge weht, solange Kahigi lebt!

Es ist 9 Uhr früh. Die Truppen der Europäer liegen in Gefechtsstellung. Die Rohre der Geschütze sind auf die Residenz gerichtet.

Es ist 9.50 Uhr. Zehn Minuten noch! Langsam kriechen die Zeiger über das Zifferblatt. Jeden Augenblick kann der feindliche Angriff einsetzen.

Plötzlich ist es, als ob alles aus dem Banne tiefster Erstarrung erwacht. Aus dem Gewirr der Hütten quillt ein schier endloser Zug weißgekleideter Gestalten.

Flüchtig stiehlt sich ein Ausdruck der Genugtuung über die scharfen Züge des britischen Kommandeurs. —

Nun verhält der Zug. Der Kanzler, gefolgt von einigen Großen der Wahimba, schreitet neben der Tragbahre des Herrschers auf den britischen Stab zu, ruhig, würdig, unsagbar stolz. Langsam, unendlich

¹⁾ „Im Namen Seiner Majestät“ (des Königs von England).

²⁾ Verkehrssprache der Ostküste Afrikas.

langsam hebt sich der Arm des Kanzlers, und seine Handfläche weist wie ein Schild zur fernen Flagge, auf das heilige Symbol. Langsam und wuchtig fallen die Worte: „Nahigi läßt dir durch meinen Mund verkünden: Manneswort läßt sich nicht biegen! — Sieh, o Bwana mkubwa ¹⁾, noch weht die Flagge zum Zeichen, daß er wahrgesprochen! — Weiter soll ich dir sagen, daß er sein Volk seinem Wort nicht opfern kann, das Volk soll leben! — Nahigi hat den Weg gewählt, der ihm blieb!“

Der Kanzler schlägt mit einer harten Handbewegung das hüllende Tuch von der Bahre.

Weit vorgebeugt starrt der Führer wie versteinert auf den fürstlichen Toten.

Kein Zug im Gesicht des Toten weist auf die Kämpfe seiner Seele. Hoheitsvoll ruht der schwarze Kopf des Fürsten auf der Bahre.

Schweigen ringsum. — —

Als der Führer ausblickt und, Heldengröße ehrend, den Helm senkt, fällt der Blick auf den ragenden Mast in der Ferne. Langsam senkt sich dort die deutsche Flagge, wie zum letzten Gruß. — —

Als die Truppen den Ort besetzt haben, ist die Flagge verschwunden. Alles Suchen, Fragen, Vernehlen bleibt umsonst. Eine harte Mauer undurchbringlichen Schweigens baut sich um die Europäer. —

Fern durch unendliche Steppen, durch dichtes Pori eilt der Fuß eines braunen Kriegers. Verborgen schlingt sich um seinen Leib die Flagge. Er trägt Nahigis letzten Gruß an seine deutschen Freunde.

(Aschenborn.)

Die anderen deutschen Kolonien.

Die Einnahme von Togo und Kamerun wird nie als Heldentat der Alliierten im Weltkriege besungen werden können. Unsere kleine Schutztruppe, in Togo nur Polizeitruppe, war weder zahlenmäßig noch ausrüstungsgemäß der vielfachen Übermacht der Feinde gewachsen, und so ist die Besitznahme gerade dieser beiden Kolonien durch Frankreich und England sehr schnell erfolgt. Immer wird es aber dem sich „edelmütig und ritterlich“ dünkenden Frankreich als Kulturschande anhaften, in welcher niedriger Weise die gefangenen deutschen Schutztruppen vor den Augen der Schwarzen gemißhandelt wurden.

Ebenso wenig kann die Besitznahme der deutschen Südseekolonien durch die australischen und neuseeländischen Truppen als Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Feinde gebucht werden.

Ein Mahnmal deutscher Heldengröße ist der Verteidigungskampf Tsingtau durch die kleine deutsche Besatzung gegenüber einer 10fachen japanischen Übermacht. Heinrich Schmittknecht sagt: „Tsingtau kämpfte mit seiner kleinen Besatzung von ein paar tausend Mann auf fernem, verlorenen Posten für Deutschlands Ehre mit dem Schwerte, wie es früher mit den Waffen des Friedens für unser Ansehen wirkte.“

Daß diese Festung sich trotzdem 3 Monate halten und dem Feinde die Stirn bieten konnte, ist nicht zuletzt den heldenmütigen Erkundungsflügen Gunther Plüschow's, des Fliegers von Tsingtau, zu verdanken gewesen. Doch lassen wir den Flieger selbst erzählen:

¹⁾ = Großer Herr!

Der Flieger von Tsingtau.

Ruhig und systematisch und ohne daß wir sie daran hindern konnten, landeten die Japaner ihre Truppen, bauten Wege und Eisenbahnen, schafften die schwersten Belagerungsgeschütze und Munition heran, gruben sich unseren Hindernissen gegenüber ein und arbeiteten sich vorwärts gegen unsere Verteidigungslinie.

Jetzt begann für mich meine Hauptarbeit: das Erkunden der feindlichen schweren Batterien.

Und Tag für Tag, wenn das Wetter und der Propeller es erlaubten, stand ich früh im ersten Morgengrauen bei meinem Flugzeug.

Und auf ging es, einem ungewissen Schicksal entgegen. Und wenn die Sonne aufging, dann schwebte ich hoch am blauen Firmament, umkreifte stundenlang die feindlichen Stellungen und spähte hinab auf das geliebte Schutzgebiet, in das sich ein frecher Feind einnistete, um uns Tod und Verderben hinüberzusenden.

Schwer war meine Arbeit, aber schön, und sie wurde durch den Erfolg reichlich belohnt.

Und daß ich Erfolg hatte, das merkte ich am besten aus den Anstrengungen, welche der Feind machte, um mich herunterzuholen und mich unschädlich zu machen.

Meine Erkundigungen führte ich folgendermaßen aus:

Sobald ich über dem Feinde war, droffelte ich den Motor so, daß das Flugzeug die Höhe von selber hielt. Dann hängte ich meine Karte vor mich an das Höhensteuer, nahm einen Bleistift mit Rotizheft zur Hand und beobachtete, nach unten zwischen Tragfläche und Rumpf hindurchsehend, den Feind. Das Höhensteuer ließ ich ganz los, und die Seite steuerte ich mit den Füßen.

Eine Stellung umkreifte ich dann so lange, bis ich alles ausgemacht, in die Karte eingetragen, mir genau aufgeschrieben und eine ganz genaue Skizze angefertigt hatte. Ich hatte bald eine solche Übung darin, daß ich oft, ohne überhaupt aufzusehen, anderthalb bis zwei Stunden nach unten beobachtete und alles genau aufschrieb . . .

Der Rückflug war jedesmal derselbe. In stolzem Bogen umkreifte ich die Werft und die Stadt, und über meinem Platz angekommen, stellte ich den Motor ab, und in rasendem Kurvenflug ging es der Erde zu, und vier Minuten später stand ich wohlbehalten unten.

Die Gile war nötig!

Mein Flugzeug wurde natürlich während der ganzen Stunden, die ich über den feindlichen Stellungen schwebte, auf das heftigste mit Gewehren und Maschinengewehren beschossen. Und als das nichts half, kamen die Schrapnells. Die waren allerdings efflig.

Und immer wieder neue Überraschungen hatten die Japaner für mich. Als ich z. B. an einem herrlichen Morgen mit prächtigem blauen Himmel von einer Aufklärung zurückkam und landen wollte schwebten über meinem ganzen Landungsplatz lauter kleine weiße Wölkchen in etwa 300 m Höhe, die von oben ganz allerliebste aussahen.

Aber bald merkte ich, daß die Japaner sich wieder einmal einen Scherz mit mir erlaubten, denn die Wölkchen waren Sprengwolken von 10½ cm-Schrapnells.

Aber was half es — Zähne zusammen und durch!

Und vier Minuten später stand meine Maschine, aus 2000 m Höhe im Sturzflug kommend, wohlbehalten auf dem Platz, und so schnell ich

konnte, rollte ich mit ihr in den Schuppen, dessen Dach durch Erde geschützt war.

Nun galt es für mich, List anzuwenden. Und manchmal, wenn ich noch über den feindlichen Stellungen war, stellte ich plötzlich den Motor ab und saufte senkrecht auf eine Ecke meines Platzes zu, so daß die Japaner glaubten, ich sei abgeschossen, und sie so überrascht wurden, daß ihre Schrapnells über dem Platz erst ankamen, als ich bereits zum Schuppen rollte.

Als ich aber immer wiederkam, da verlegten die Japaner zwei ihrer 10½-cm-Batterien so weit nach hinten und nach der Seite; daß ihre Schrapnells mich bequem erreichten, während ich die Stunden über ihren Stellungen kreiste. Das war das Unangenehmste, und oft wäre mein Schicksal auch beinahe besiegelt gewesen, wenn ich nicht durch eine plötzliche scharfe Wendung das Getroffenwerden vermieden hätte.

Die Schrapnells krepitierten dann so nahe, daß ich trotz des Motoren-geräusches das häßliche Bellen der Detonation hörte, den heftigen Luftdruck im Gesicht verspürte und mein Flugzeug so stark wie eine alte Ruff¹⁾ im Seegang zu rollen anfing, was mich bei meinen Beobachtungen stark belästigte.

Ich muß offen sagen, jedesmal, sobald ich glatt gelandet war, spürte ich ein herrliches Gefühl der Freude und der Genugtuung nach vollbrachter schwerer Arbeit, ja meist stieß ich vor lauter Freude einen kräftigen Jauchzer aus.

Zu denken auch:

Nur vier Minuten früher war ich 2000 m hoch gewesen, hatte Stunden höchster Anstrengung und Gefahr hinter mir und rollte nun, trotz Geschos und Schrapnells, auf Gottes schöner Erde und hatte wieder festen Grund unter den Füßen . . .

Ich glaube, man wird meine Freude und meinen Stolz verstehen können, wenn ich meine Aufzeichnungen auspacken konnte. Hatte ich doch manchmal an einem Tage fünf bis sechs neue feindliche Batterien entdeckt, und oft füllten meine Beobachtungen vier Seiten der Berichtsformulare aus.

Der warme Händedruck des Dankes meines Gouverneurs und des Chefs des Stabes sagte mir genug.

Und während ich dann nach Hause fuhr, um zu frühstücken und mich zu erholen, donnerten bereits unsere Geschütze und warfen ihren Eisenhagel in die von mir neu erkundeten Stellungen hinein.

[Gunther Plüschow: Die Abenteuer des Fliegers von Tsingtau.]

„Genau 3 Monate lang hatte die kleine tapfere deutsche Schar gegen eine zum Schluß dreißigfache Übermacht die Festung Tsingtau gehalten, die 16 Jahre unter deutscher Flagge gestanden hatte. Um die wehrlosen Frauen und Kinder zu schützen, übergab der deutsche Gouverneur Meyer-Waldeck die völlig zerstörte Stellung, als alle Verteidigungsmittel erschöpft waren, treu seiner Losung vom 18. August 1914“:

„Einstehe zur Pflichterfüllung bis zum äußersten.“

1) Ruff = stumpf gebautes Schiff.

517 / 12550